

Jacques Fontaine: *La Littérature latine chrétienne* (= *Que sais-je?* 1379). Paris (Presses Universitaires de France) 1970. 127 S., kart.

Art und Umfang der Darstellung sind durch die Reihe „Que sais-je?“ weitgehend vorbestimmt. Erfreut sieht man, daß F. die Gefahr vermieden hat, eine bloße Zusammenfassung und Vereinfachung größerer altchristlicher Literaturgeschichten zu bieten. Wie originell und selbständig hier ein Werkchen sui generis entstanden ist, zeigt auch ein Vergleich mit den entsprechenden Darstellungen von H. v. Campenhausen, A. Hamman und J. Barbel.

In der Einleitung behandelt F. das Problem von „Antike und Christentum“ auf dem Gebiet der Literatur. Er möchte die altchristliche Literaturgeschichte nicht auf Patrologie („Kirchenväter“) einengen, sondern von lateinischen Schriftstellern handeln, die natürlich gleichermaßen christliche Schriftsteller waren, die Gottes Wort verkünden und den Bedürfnissen der Gemeinde dienen wollten. F. betont stärker als sonst üblich die stilistische Seite der altchristlichen Literatur im Zusammenhang mit der sonstigen lateinischen Schriftstellerei; man findet daher wenig Biographisches und auch das Dogmatische ist auf das Notwendigste beschränkt.

In acht Kapiteln gelingt es F. eine zusammenhängende Darstellung zu geben; er faßt unter einem charakteristischen Namen jeweils eine „Generation“ zusammen, die des Tertullian, des Cyprian, des Laktanz, des Hilarius, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus erscheinen allein unter ihrem Namen. Die christliche Dichtung von Damasus bis Paulinus findet eine ziemlich ausführliche Würdigung, bei der literarischen Sensibilität von F. nicht anders zu erwarten. Im 9. Kapitel setzt sich F. mit dem Problem der Abgrenzung zwischen Altertum und Mittelalter auseinander. Er behandelt hier nur wie in einem Epilog die „Begründer des Mittelalters“, zu denen bereits Namen des 5. Jahrhunderts gehören. Interessant ist der Versuch einer historischen Einordnung mit Hilfe von Kategorien wie ostgotische Prärenaissance (Ennodius, Boethius, Cassiodor), westgotische Prärenaissance (Isidor vor allem) und insulare Prärenaissance (7. und 8. Jh.), alles Vorläufer der karolingischen Renaissance. Letztere hat sich wirklich so verstanden; aber die Vorläufer waren wohl doch eher geneigt, sich als Epigonen in einer niedergehenden Epoche zu betrachten.

Bochum

Alfred Stuiber

Alte Kirche

Initia patrum latinorum collegit ordinavitque J.-M. Clément (= *Corpus Christianorum* [s. Nr.]), Turnholti (Brepols) 1971. 192 S.

Herausgeber und Verlag des *Corpus Christianorum* haben sich dem vor einigen Jahren geäußerten Wunsch nach einem Initienverzeichnis nicht verschlossen. Besorgt von J.-M. Clément, erscheint nunmehr für die bis jetzt erschienenen 62 Bände (einschl. 8 Bänden der *Continuatio mediaevalis*) ein alphabetisches Register mit den Textanfängen aller selbständigen Stücke; berücksichtigt sind ferner die größeren Untergliederungen („Bücher“) der umfangreicheren Werke. Bei der Zusammenstellung hat der Bearbeiter den Vorschlägen von Aug. Pelzer weitgehend Rechnung getragen. So ist ein wertvolles Arbeitsinstrument entstanden, für das alle, die je gezwungen sind, anonyme Texte aus der patristischen und der mittelalterlichen Literatur zu verifizieren, lebhaften Dank wissen werden. Beigegeben sind nach den Bandzahlen der Reihe und nach Verfassern geordnete Übersichten über den Inhalt der ausgewerteten Bände sowie eine Liste der für die verschiedenen Schriften verantwortlichen Editoren.

Der Gedanke, durch Ergänzungsbände die Benutzbarkeit der ganzen Serie zu erleichtern, verdient volle Zustimmung. Es wäre zu überlegen, ob man nicht dem in 1-2 Jahrzehnten fälligen nächsten Initienverzeichnis Nachträge begeben sollte. Hier könnten neu aufgefundene Handschriften, später entdeckte Bibelzitate und Quellenstellen mitgeteilt, Versehen und Druckfehler berichtigt und ähnliche für die Textgeschichte bedeutsame Nachrichten gesammelt werden. Angesichts des Umstandes, daß der Zugang zu den oft wenig gegliederten Inhalten durch ein Register erheblich vereinfacht würde, regt sich schließlich der Wunsch, den bedauerlichen Verzicht nicht gerade weniger Editionen auf derartige, für Historiker, Latinisten, Theologen nahezu unentbehrliche Hilfen wenigstens später durch eigene Zusatzbände, die ruhig mehrere Register in sich vereinigen dürften, wieder wettzumachen; ob sich diese Anregung nicht doch verwirklichen läßt, verdient mindestens eine ernsthafte Prüfung.

Köln/Bonn

Matthäus Bernards

Dietrich Roloff: *Gottähnlichkeit, Vergöttlichung und Erhöhung zu seligem Leben. Untersuchungen zur Herkunft der platonischen Angleichung an Gott (= Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, Bd. 4)* Berlin (de Gruyter) 1970. VI, 243 S. geb. DM 64.-.

Die vorliegende sorgfältige klassisch-philologische Studie leistet der Theologie, in diesem Falle vorwiegend der Dogmengeschichte, den Dienst, das antike Vorverständnis für den Vorstellungskomplex, von der menschlichen Teilnahme an der göttlichen Natur (2. Petr. 1, 4) teilweise bereitzustellen. Ihr Schwerpunkt liegt im Stofflichen. Die genaue und umfassende Wiedergabe der frühen griechischen Theologie an diesem Punkte, weniger die Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung als die Erschließung des Materials unter klaren, selbständig entwickelten Gesichtspunkten machen ihren Wert aus. Platon selbst ist nicht mehr einbezogen; ein Ausblick auf ihn bestimmt die Grenzsetzung. Der Verfasser geht in der Weise vor, daß er zunächst am Heros den Gehalt der Gottähnlichkeit im einzelnen nacheinander erschließt, sodann den Menschen (den „Normal“menschen) unter die gleichen und verwandte Gesichtspunkte stellt. Die Ergebnisse der Analysen werden manchen Leser überraschen: Entscheidende Wahrheit bleibt für die griechische Frühzeit der „unendliche qualitative Unterschied zwischen Gott und Mensch“ (auch zwischen Gott und Heros (Kierkegaard). Platon erscheint als Neuerer in den wesentlichen Punkten seiner Anschauung von der Gottgleichheit bzw. Ähnlichkeit (*ὁμοιωσις θεῶν*), nur für die weniger wesentlichen Züge hat er Vorläufer. Das gilt, obwohl göttliche Herkunft und göttliche Verleihung getrennt genannt werden. Denn nicht selten treten sie verbunden auf, etwa bei Achill und Bellerophon. Das Entscheidende bei der Vergöttlichung geschieht durch die Götter; sie sind es, die den Heroen in den gottgleichen Zustand versetzen und ihn mit einem Teil ihrer Eigenschaften ausstatten. Die menschliche, auch für ihn gültige Unterworfenheit unter den Tod bezeichnet die Grenze; infolgedessen kommt der postmortalen Vergöttlichung eine besondere Bedeutung zu. Platon muß als der eigentliche Schöpfer des Begriffs *ὁμοιωσις θεῶν* bezeichnet werden; seine im Kern ethische Konzeption, die die Angleichung an Gott zum Lebensziel für den Menschen erhebt, ruht auf der Überzeugung, daß Gott und Mensch eine ursprüngliche Einheit bilden.

Es ist nach diesem eingehend interpretierenden, genau differenzierenden Buche nicht mehr möglich, in der seit der dialektischen Theologie beliebten Weise pauschal „griechisch“ und „christlich“ einander gegenüberzustellen und negative und positive Qualifikationen entsprechend zu verteilen. Vielmehr gilt es zur Kenntnis zu nehmen, daß innerhalb des Griechentums selbst ein Kampf um die Verhältnisbestimmung zwischen Gott und Mensch stattgefunden hat. Platon ist nicht nur der Erfüller, sondern auch der Umgestalter des griechischen theologischen Denkens, und sein Idealismus nicht das einzige, später von Aristoteles korrigierte theologische Wort.

Gaiberg bei Heidelberg

Martin Schmidt